

erweckt, Hoffnung, daß nicht wir die Zukunft machen, sondern er, und Liebe, die auch das Altmodische bewahrt und das Extravagante und Sonderbare nicht ausschließt. Nur in solcher Haltung ist dies möglich, und mir scheint, daß es keine Zeit in der Kirchengeschichte gab, weder das 13. noch das 16. Jahrhundert, in der das Miteinander von Ortskirche und geistlichen Gemeinschaften so dringend und notwendig war und ist wie heute. Denn wo es darum geht, das Wort Gottes in einer neuen Sprache zu sagen, in sich selber, im eigenen Dasein, da brauchen wir viele, die die Erfahrung mit diesem Wort im ganz persönlichen und unkonventionellen Weg ihrer Berufung gehen. Und ich meine, das sind Sie, liebe Ordensleute.

Fragen an Bischof Hemmerle und seine Antworten

Die folgenden Fragen an Bischof Hemmerle wurden in 4 Arbeitskreisen der Mitgliederversammlung der VDO formuliert. Jede Gruppe sollte die Frage stellen, die ihr am dringlichsten erschien. Die Antworten von Bischof Hemmerle ergänzen und verdeutlichen seine Ausführungen zum Thema „Ortskirche und Orden“.

1. Was ist die „secunda conversio“ der Gesamtkirche speziell in bezug auf die Orden? Darin zunächst die Frage: Was meint „secunda conversio“ konkret?

A n t w o r t: Ich habe den Begriff einer „secunda conversio“ in einem weiteren und beinahe uneigentlichen, aber symbolisch doch zutreffenden Sinn gebraucht. Ich meine, die Kirche muß der Situation inne werden, daß sie zwar selbstverständlich dieselbe zu bleiben und alles durchzutragen hat, was Jesus ihr wesenhaft eingestiftet hat und was sich in der Geschichte der Kirche als dieses ihr Wesen zeigt. Aber zugleich hat sie das, was sie schon ist, in einer fundamental neuen Situation neu und zugleich von innen her wie zum ersten Mal zu ergreifen, so wie eben bei einer „secunda conversio“ wir durchaus als die schon Getauften und in das Leben Gottes Hineingestellten diesen Anfang aus dem Willen Gottes noch einmal ganz radikal von vorne leben müssen, dabei aber nichts anderes leben als jenes, wozu wir implizit und vielleicht auch explizit schon in der Tiefe gerufen sind, es jedoch aus einer neuen Zukehr zum Wesen leben.

Welches ist nun aber die Situation, die heute die Kirche in die Notwendigkeit einer *secunda conversio* hineinstellt? Jedenfalls ist es offenbar und sichtbar geworden, daß die Welt als solche nicht eine christliche ist. Wir leben Christentum seit vielen Jahrhunderten zum ersten Mal angesichts der Situation, daß die Welt eine nichtchristliche ist. Man könnte sagen, das ist ja eine rein europäische Sicht. Ich glaube aber, daß es nicht bloß eine europäische Angelegenheit ist; die Welt ist insgesamt eher eine nachchristliche. Und dies ist eine wesentlich andere Situation. Welt hat Erfahrungen, ihre Kultur prägende Erfahrungen mit dem Christentum gemacht, aber aus diesen Erfahrungen heraus wachsen nun in der Neuzeit andere fundamentale Erfahrungen, die es auf jeden Fall nicht mehr selbstverständlich machen, daß Christsein geht, daß Glaube geht. In dieser Situation brechen zugleich eine neue Religiosität und eine ungestüme Frage nach dem Sinn auf, so daß Christentum und Kirche im selben Augenblick einem großen Unverständnis und einer großen Sehnsucht begegnen. Angesichts dieser Situation müssen wir das Evangelium lernen als etwas, das uns, die wir ja dasselbe Menschsein und dieselben Erfahrungen mit allen anderen teilen, neu in den Stand setzt, das zu sein, was wir sind. Dadurch lebt die Kirche sozusagen in diesem merkwürdigen Doppelrhythmus, so konservativ und so vorwärtsdrängend sein zu müssen wie kaum je zuvor, d. h. die Last und die Kostbarkeit des zu Bewahrenden sind so groß wie nie zuvor und so neu wie nie zuvor. Ich bin persönlich überzeugt, daß der neue Anfang auch geistesgeschichtlich aus einer Art tiefer und elementarer Unbefangenheit zum Evangelium hin erfolgen muß und daß gerade die Unmittelbarkeit, aus dem Evangelium zu leben, das Evangelium ernst zu nehmen und die ganze befremdliche Wucht der Andersartigkeit der Botschaft ernst zu nehmen, uns eine tiefe Kommunikation mit dem Menschen, seinen Fragen und seiner Welt erschließt.

Angesichts dessen stehen wir freilich vor einem schwierigen Problem. Wir können die fällige Hermeneutik des Evangeliums bloß verbal überhaupt nicht leisten. Ich bin der letzte, der nicht auch sagt, daß ein großer Anteil verbal zu leisten ist. Aber wir müssen einen großen Anteil durch das Sein erbringen. Und gerade deshalb sind die Gemeinschaften eines nur aus dem Evangelium zu begründenden Lebens und einer nur aus dem Evangelium heraus zu verstehenden Gemeinschaft, wie sie die Orden sind, für diese Situation von höchster Bedeutsamkeit. Wir brauchen in dieser Situation eine „*secunda conversio*“ der Kirche, in der sie sich selber für ihren eigenen Anfang neu bekehrt, um neu ihre *missio* ausüben zu können, in der sie auf neue Weise eine *sancta* werden muß, um eine *apostolica* und *catholica* zu sein. In dieser Situation, die ein äußerstes vom Ernst unserer Nachfolge fordert, brauchen wir die Gemeinschaften der Nachfolge, die Orden. Auch für die großen Orden ist daher die Stunde einer Art kollektiver „*secunda conversio*“ gekommen, in der sie nämlich ihren

eigenen Ursprung in großer Treue zu ihm in einer ganz neuen Situation neu zu adoptieren und diesen eigenen Anfang selber sehr radikal zu leben haben. Das meinte ich, als ich sagte, wenn wir nur über die Runden kommen, dann kommen wir sicher nicht über die Runden.

Bei dieser Frage geht es eigentlich um die Grundthese, auf die es mir in meinem Referat im ganzen ankam. Ich möchte Ihnen einfach sagen: Sehen wir doch, was die Stunde geschlagen hat. Christentum geht nicht einfach, indem es nur so weitergeht. Ich bin manchmal betroffen über Briefe, die sagen: „Gott sei Dank, daß Sie einer sind, der dafür sorgt, daß alles beim alten bleibt.“ Das ist ein ganz ungeheuerliches Mißverständnis, wollen, daß alles beim alten bleibt. Darum geht es nicht. Ich bin durchaus der Meinung, daß das Alte bleibt, aber ich bin nicht der Meinung, daß es beim alten bleibt, sondern ich glaube, daß das, was bleibt und was manchmal sehr hart zu bewahren ist, indem an ihm festzuhalten ist, sich als die Potenz eines neuen Anfangs erweisen muß. Das wird nicht dadurch deutlich, daß ich erstaunliche hermeneutische Künste entfalte, sondern daß ich diesen Ursprung so neu lebe und im Neuleben neu denke aus den Ursprüngen her, daß er tatsächlich Leben ermöglicht. Und ich beschwöre Sie noch einmal, bitte, sehen Sie doch, es ist eine Stunde, in der alles darauf ankommt, daß wir die Berufung, die Gott uns in die Hände gegeben hat, leben. Es hängt heute am radikalen Leben unserer Berufung etwas Entscheidendes für die Zukunft des Christentums und der Menschheit und der Kirche. Gehen wir daran nicht vorbei, es ist wirklich eine entscheidende Stunde.

Ich würde in diesem Zusammenhang die Bedeutung und die Grenze neuer Bewegungen im Blick auf Orden sehen. Ich selber bin sehr verbunden mit neuen Aufbrüchen und halte sie auch für wichtig für die Ordensleute, aber nicht in dem Sinn, daß wir hier sozusagen ein Alibi für irgendwelche Leute haben, die sich in der eigenen Gemeinschaft nicht wohl fühlen und sich da anderswo anschmiegen. Das wäre eine schlechte Sache, die sowohl das Ordensleben wie die neuen Aufbrüche selber verderben würde. Es geht dabei vielmehr um ein hermeneutisches Prinzip für Ordensleute, um zum eigenen Ursprung um so radikaler durchzustoßen und sich ganz und gar in den eigenen Ursprung hinein zu verlassen.

2. Sie haben gesagt, daß Vorrang vor der sakramentalen Versorgung haben: das gelebte Wort, die gelebte Communio, die gelebte Diakonie. Zu der schon vorhandenen Priesternot ergibt sich in erhöhtem Maße, daß die Pfarreien verwaist sind und daß Laien die Führung von Pfarreien übernehmen müssen. Ist der Beschluß der Bischofskonferenz verantwortbar?

A n t w o r t : Gemeint ist offensichtlich, daß in den Beschlüssen zu den pastoralen Diensten gesagt ist, daß die eigentliche Gemeindeleitung verbunden ist mit dem Ordo, mit der Priesterweihe. Wir haben sehr lange

und breit darüber diskutiert, wir haben mit vielen Theologen in Kontakt gestanden. Die theologische Meinung der führenden Dogmatiker in Deutschland ist einhellig die, daß Gemeindeführung im strengen Wortsinn eben die Integration der Grunddienste durch die Vollmacht zur Eucharistiefeyer einschließt. Nur glaube ich, wenn es stimmt, daß wir ein zweites Katechumenat entsprechend der zweiten Conversio notwendig haben, so ist der innere Hinweg zur Eucharistie ein längerer geworden. Wo wir ein Katechumenat voraus brauchen, brauchen wir einen längeren Hinweg. Dann brauchen wir auch einen längeren Anmarschweg bis zu dem Punkt, wo Gemeindeführung in der Eucharistiefeyer integriert. Deswegen wäre eine Abkapselung der einzelnen Gruppen und der einzelnen Dienste in der Gemeinde in dieser Situation gerade problematisch. Es heißt keineswegs, daß nicht durch Bezugspersonen in Nähe zur einzelnen Gemeinde ein lebendiges Netz zu knüpfen wäre, in dem mehr Leben wächst. Es kommt meiner Meinung nach vorrangig an auf das Netz der Dienste, die es möglich machen, daß Aufbrüche von unten her auch zu einer Konsistenz kommen. Und ich meine, daß der priesterliche Dienst nur geleistet werden kann in einer größeren Communio. Ich habe die Erfahrung gemacht, auch wenn viele sich dagegen wehren, daß 4 oder 5 Pfarreien, die von 2 Priestern versehen werden, leichter zu versehen sind als zweimal zwei Pfarreien von je nur einem Priester. Das Miteinander von Priestern selber und das Miteinander von Priestern und Laien in einem Netz beruflicher und vor allem ehrenamtlicher Dienste ist wichtig.

Ich möchte auch auf die Grundsatzentscheidung noch einmal hinweisen, die ja eine Erprobung darstellen soll, und die beileibe nicht nur, als was sie hingestellt wird, eine „Zölibatsschutz-Konzeption“ der pastoralen Laiendienste ist. Wenn hier gesagt wird, daß die Laien nicht primär ihren Schwerpunkt haben in der Liturgie und in gottesdienstlicher Predigt, dann soll eben dieser katechumenalen Situation vielmehr Rechnung getragen werden. Allerdings stehen wir in einer schweren Umlernphase innerhalb der einzelnen Gemeinden. Weithin wird einfach gesagt, wir haben das Recht, daß wir eine Beerdigungsmesse an dem Tag haben, daß wir nicht in der morgendlichen Gemeindemesse die Trauung haben, und wir haben das Recht, daß nach alter Tradition das und jenes vom Pfarrer selber gemacht wird, daß unser Pfarrgemeinderat bei uns selber tagt und nicht in einem anderen Dorf. Ich glaube, diese Festschreibung von Ansprüchen und von Rechten, die ja nicht ohne weiteres so dem Geist des Evangeliums entsprechen, in einem neuen Miteinander und Füreinander aufzubrechen und den einzelnen Priester zu schützen, daß er nicht andauernd an die Wand gedrängt wird, dies ist die schwierige Aufgabe. Hier lassen wir oftmals noch die Priester zu sehr allein. Hier müssen wir als Bischöfe dringlich Gemeinden dazu hinführen, daß sie diese Communio der Dienste miteinander verwirklichen. Das ist keineswegs der leichtere

Weg, aber ein notwendiger Weg, weil einfach nur auf diesem Weg nicht nur eine sich selber besitzende Kerngemeinde weiter versorgt wird, sondern die Kerngemeinde in eine notwendige missionarische Unruhe kommt.

3. Was kann ein Bischof tun, damit seine Wertschätzung und Einschätzung der Orden auch von seinen Behörden geteilt wird, und was kann ein Ordensoberer aus der Sicht des Bischofs tun, damit diese Einschätzung auch von den Mitbrüdern geteilt wird?

A n t w o r t: Ich habe mir selber manchmal diese Frage gestellt und mir nachher an die Brust klopfen müssen, weil ich bei näherem Nachsehen festgestellt habe, wenn man einmal mit den Leuten redet, dann sieht es ganz anders aus. Vielleicht denken die nur so, wie sie mir zu denken scheinen, weil ich noch gar nicht mit ihnen darüber geredet habe.

Zur Frage selbst einige Stichworte:

1. Mehr an die Mitarbeiter bzw. Mitbrüder glauben. Das ist das allererste.
2. Wenn diese Mitbrüder Nöte und Bedenken haben, ihre Nöte und Bedenken von innen her „annehmen“ — nicht um sich selber anzupassen, sondern um die Differenz zwischen den verschiedenen Sichten auszuleiden und auszuheilen.
3. „Geduld bewirkt Bewährung, Bewährung Hoffnung. Die Hoffnung aber läßt nicht zugrunde gehen.“ Röm 5,4f.

Ich halte sehr viel vom Gehorsam, glaube aber, daß der Gehorsam neu geübt und gelernt werden muß. Wenn ich nur eine Verordnung erlasse, dann passiert, was mit kirchlichen Verordnungen nicht selten geschehen ist. Verordnungen richten sehr oft das Entscheidende nicht aus. Ich merke, daß ich dann im Gespräch meine Meinung prüfen muß, dabei bleiben muß, und daß ich eine ganz merkwürdige Weise von Geduld ausüben muß. Ich muß Impulse geben, muß warten, mitsehen, mittragen, muß mitgehen und auch einmal einsehen, warum das gar nicht so leicht ist, was ich mir gedacht habe. Und manchmal stelle ich dann wie von selber fest, daß Stück um Stück von dem angenommen wird. Ich glaube, das ist oft der Weg, den Partner zu gewinnen. Und wir müssen den anderen gewinnen.

Ich bin durchaus der Meinung, daß wir lernen müssen, in einer echten Weise Autorität auszuüben, Vater zu sein, Gehorsam einzufordern. Aber ich glaube, daß dieses Gehorsam-Einfordern eine sehr anspruchsvolle, klare und für einen selbst schmerzliche Sache ist. Ich rede wesentlich lieber nur argumentierend und werbend mit einem anderen, als etwas von ihm zu verlangen. Diese Not eines manchmal nicht leichten Vaterseins muß man auf sich nehmen. Aber ein guter Vater gewinnt ja auch. Und wenn es

gerade darum geht, solche, die Mitverantwortung tragen, zu gewinnen, so geht das Herz meist nur dann auf, wenn gespürt wird, daß ich ihre Sorgen auch mittrage.

Ich stelle schon fest, daß Diözesanverwaltungen in Not kommen mit Projekten und Erwartungen von Orden, die ihr zuvor nicht bekannt waren. Diese mit Planungen und Erwartungen anderer und den eigenen Möglichkeiten und Notwendigkeiten des Bistums in Einklang zu bringen, ist nicht immer einfach. Deswegen habe ich gesagt, es ist eine große Erleichterung, wenn der je andere Partner, der Orden oder das Bistum, so lauter, so rechtzeitig und so vollständig wie möglich seine Planungen mit einbringt.

Und wenn eine Ordensgemeinschaft von sich aus frühzeitig sich mit dem entsprechenden Referenten ins Benehmen setzt und fragt, was man da sinnvollerweise tun kann, wird es ganz selten geschehen, daß man dann nicht den denkbar besten Rat erhält. Suche beim Nächsten redlich Rat, dann wirst Du sein Wohlwollen auch für Dein Anliegen haben. Das ist keine böse Taktik. Aber es ist ganz klar, wenn ich dem anderen auch raten darf, dann ist er mir etwas wert und dann bin ich ihm etwas wert. Gerade in diesem Miteinander ist diese „Geduld“ einzuüben, die dann ganz sicher Bewährung und Hoffnung wirkt.

4. a) *Was bedeutet konkreter „das Wort soll uns wichtiger sein als unser Bestand“?*

b) *Sollte man da nicht differenzieren? Eine kontemplative Gemeinschaft kann auch mit 3 Mitgliedern noch ihrem Auftrag nachkommen, eine Missionsgesellschaft nicht.*

c) *Welchen Weg sehen Sie, das „Wort“ bzw. das „Sein“ sichtbar werden zu lassen?*

A n t w o r t : Ich möchte zur Frage „Was bedeutet konkreter, das Wort soll uns wichtiger sein als unser Bestand?“ drei Erfahrungen nennen.

Ich war einmal im Ausland bei einem Benediktinerkonvent, der mir tiefen Eindruck machte, weil er mir plausibel und echt zu leben schien. Aber er lebte geographisch sehr abseits, und Nachwuchs sah ich keinen. Ich sprach mit dem Prior: Was machen Sie, um Nachwuchs zu gewinnen? Er lächelte und sagte: „Nichts! Wir leben ganz einfach unsere Berufung. Wenn wir sie echt leben, dann hat der liebe Gott die Chance, uns doch jemand zu schicken. Und wenn nicht, dann wird er das, was wir leben, irgendwo anders auf den Acker der Kirche zu streuen wissen.“ Das hat mich tief bewegt. Ich bin mehrere Jahre nachher durch Zufall wieder dorthin gekommen und sah einen blühenden, jungen Konvent. Ich will damit sagen, die geistliche Sorglosigkeit — nicht eine törichte Sorglosigkeit — ist not-

wendig. Schon offen sein, schon einladen, schon das Mögliche machen, aber nicht sich in der Sorge um die Frage, geht es weiter oder nicht, so verzehren, daß man darüber das Leben vergißt. Ich glaube, es heißt, so leben, wie es der eigenen Berufung entspricht, und dann glauben, daß von diesem Leben etwas ausgeht.

Ich würde sagen: selbstverständlich schauen, vorhandenes Interesse an sich zu ziehen; Zeugnis zu geben, aber nicht in jenem Maß, daß man nur noch zur Aufführung seiner selbst wird und Vorzüge vorspiegelt, großartige Prospekte macht, hinter denen im Grunde nichts steckt. Und nicht sich durch Werbung und Nachwuchssorgen überanstrengen, so daß darin die eigentliche Zeugniskraft ausgelaugt wird, sondern leben und die normale Strahlkraft des Lebens in die richtige Richtung lenken.

Zweitens habe ich bei dem Satz „das Wort soll uns wichtiger sein als unser Bestand“ an folgendes gedacht: Es gibt manchmal Kommunitäten, denen es an genuinen, inneren Aufgaben zu fehlen scheint, an einem sie innerlich Zusammenbindenden, so daß sie dann soviel Aufgaben außerhalb annehmen oder die Patres so großzügig in die Welt schicken, daß diese dann sagen: Wozu sollen wir überhaupt noch zurückkommen? Ihnen ist eigentlich die Möglichkeit einer inneren Beheimatung in ihrer Gemeinschaft genommen. Sie haben sich so in ganz anderen Aufgaben verlaufen, daß der eigentliche Ansatzpunkt ihrer jeweiligen Berufung ihnen nicht mehr sichtbar ist.

Ein Drittes: Wenn jemand den Eindruck hat, unsere Gemeinschaft oder unser Konvent ist ein auslaufendes Modell, dann ist die entscheidende Hilfe nicht, irgendein Angebot anzunehmen, damit wir etwas zu tun haben und Geld verdienen, sondern dann muß man die Frage stellen, was das richtige Angebot vom Ansatz der eigenen Berufung her ist. Es kann Gesellschaften geben, die sich von innen her nicht mehr in eine Zukunft hinein entwickeln und die entweder aufhören oder sich einer anderen Gemeinschaft eingliedern oder Mitglieder frei geben — das kann es geben etwa bei ganz kleinen Schwesterngruppen. Aber dann ist es nicht richtig, zu schauen, wie „verstaue“ ich uns irgendwo, weil ein Kloster nahe liegt oder weil die Platz haben. Vielmehr heißt die Frage dann: Was ist denn der eigentliche Ansatz unserer Berufung, und wo kann ich dem am ehesten und am tiefsten gerecht werden?

Ich habe im letzten Jahr, hier an diesem Ort, gesagt, es wäre schön, wenn wir einmal unsere eigene Spiritualität nicht im Sinn einer Regel aufgeschrieben, sondern wenn wir den Mut hätten, die Punkte, die das Unterscheidende unseres Lebens aus unserem Geist des jeweiligen Gründers bestimmen, einmal anzuschauen, miteinander zu meditieren und ins Wort zu fassen, um dadurch zu sagen, wie geht Franziskanersein, wie geht Picpuspatersein, wie geht das, um daraus selber eine Lebensstruktur zu gewinnen.

Ich habe denselben Gedanken beim Ordenstag der Bischofskonferenz in meiner Einleitung wie folgt gefaßt: Wir leben heute in der Kirche insgesamt in der großen Not, daß die „fides qua“ die „fides quae“ verliert, daß also von vielen der Glaubensvollzug bejaht wird, aber Glaubensinhalte in die Unverbindlichkeit entgleiten. Glaubensinhalte, die nicht Ausdruck einer lebendigen „fides qua“ sind, können freilich nicht mehr bewegen und anziehen.

Gerade im Ordensleben sehe ich eine Alternative dazu, weil hier eine prononcierte „fides qua“ gelebt wird, die aber ihre eigenen Inhalte und die Inhalte des Glaubens sichtbar macht. Ich habe probiert, grob die 12 Glaubensartikel im Sinn dessen, was sie für Ordensleute überhaupt bedeuten, zu nennen. Müßte nicht eigentlich jede Ordensgemeinschaft ihr Credo schreiben, das kein anderes als das Credo der Kirche ist, aber ihr Credo von innen her? Was heißt „Glaube an die Auferstehung“, was heißt „Glaube an die Menschwerdung“, was heißt „Kreuz“, was heißt „Hoffnung“, was heißt „Vergebung der Sünden“, was heißt „Creator coeli et terrae“ in meiner Spiritualität, in meiner Berufung?

Ich habe mich sehr gefreut, als auf eine entsprechende Anregung hin eine Oberin mir kürzlich einen Paken Briefe schickte, in denen jede Schwester geschrieben hatte, welches Wort der Schrift für sie der Schlüssel ist für ihr Leben in dieser Berufung. Ein Versuch, wirklich so etwas zu leben. Ich glaube, wenn wir das tun, können wir unser Wort finden und sichtbar machen. Wie Trappistsein, wie Dominikanersein geht, können wir uns so selber einmal vor Augen stellen, die Kostbarkeit solcher Berufung entdecken und dann daraus Konsequenzen ziehen, nicht so sehr in Aktionen, sondern einfach in dem, wie wir miteinander umgehen und was wir in unser Sein miteinander einbringen. Ich meine, gerade auf diese Weise könnte sichtbar werden, daß gelebtes Evangelium sich mitteilt und ein Angebot und eine Einladung wird für andere Menschen.